

Sei Shonagon
Das Kopfkissenbuch

Sei Shonagon

Das Kopfkissenbuch

Aus dem Japanischen übertragen und
herausgegeben von Mamoru Watanabé

Mit Illustrationen von Masami Iwata

Anaconda

Diese Ausgabe erschien erstmals 1952 unter dem Titel
Das Kopfkissenbuch der Hofdame Sei Shonagon bei Manesse
in Zürich. Copyright © 1952 by Manesse Verlag in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche
unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2023, 2024 dieser Ausgabe 2023 by Anaconda Verlag, einem
Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Metamorphascend/stock.adobe.com

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Satz und Layout: InterMedia – Lemke e. K., Heiligenhaus

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7306-1322-1

www.anacondaverlag.de

Einleitung

Kaiserin Sadako empfing einst von ihrem Bruder einen dicken Stoß Papier erlesener Qualität als Geschenk. Sie wusste aber nicht, was sie damit anfangen sollte.

»Der Kaiser bekam einst auch solch eine Menge Papier«, sagte sie zu den anwesenden Hofdamen, »er aber hatte den guten Gedanken, darauf sorgfältig die chinesischen Chroniken abzuschreiben. Was könnten wir Frauen wohl darauf schreiben?«

»Ich würde daraus ein Kopfkissen machen«, meinte die Hofdame Sei Shonagon.

»Das ist keine schlechte Idee«, lächelte die Kaiserin, »und du wirst es dir doch besser zunutze machen als ich.«

So schenkte sie Sei Shonagon das Papier. Damals meinte man mit »Kopfkissen« ein Notizbuch, in das man alles niederschreiben durfte, was man sonst nur seinem Kissen anvertrauen würde.

Die Hofdame beschäftigte sich in ihrer freien Zeit fleißig damit, in das Heft Beobachtungen einzutragen, die sie während ihres Dienstes bei der Kaiserin gemacht hatte, ferner sonstige momentane Einfälle, Geschichten und Stimmungen jeder Art, so wie es der Zufall ergab. Sie bewahrte dieses Notizheft stets in ihrem Zimmer versteckt auf. Doch eines Tages wurde es entdeckt und von vielen Adligen ge-

lesen und bewundert. Dieses kleine Skizzenheft über das Hofleben in Japan um 1000 n. Chr. ist heute bekannt als »Makura-no-Soshi (Kopfkissenbuch) der Sei Shonagon« und gewann den Ruhm eines klassischen Werkes der japanischen Literatur.

Der Name der Verfasserin, »Sei Shonagon«¹, ist nur ihr Rufname im Hofkreise. Ihr eigentlicher Name ist heute unbekannt. Ebenso wenig bekannt ist ihr Leben. Sie lebte etwa um 1000 n. Chr. Ihr Vater war ein damals bekannter Dichter. So mochte sie eine hohe literarische Erziehung genossen haben. Schon als junges Mädchen überraschte sie die Freunde ihres Vaters mit ihrer Gelehrsamkeit und scharfen Beobachtungsgabe.

Ungefähr in ihrem sechsundzwanzigsten Lebensjahre trat sie in den Dienst der Kaiserin Sadako. Die Kaiserin, zehn Jahre jünger als Sei Shonagon, liebte diese intelligente Dame mit Verehrung. Aber gerade ihre bevorzugte Stelle bei der Kaiserin und ihre stolze Haltung gegenüber ihren Kolleginnen und Hofherren, welche oft von schonungslosen Bemerkungen und Kritiken begleitet wurde, machten Sei Shonagon etwas unbeliebt.

Ein Jahrzehnt lang, bis zum Tode der Kaiserin, war sie im Hofdienst und lebte im Palast der Kaiserin. Wahrscheinlich diente sie darauf eine Zeit lang der Schwester der Kaiserin und verließ dann den Palast.

Ihr weiteres Leben liegt im Dunkel. Nach einer Überlieferung soll sie auf der Insel Shikoku in Elend und Armut umhergeirrt sein. Wahrscheinlicher aber ist es, dass sie weiter in Kioto zurückgezogen und still lebte. Eine andere Überlieferung erzählt, dass sie Nonne geworden sei.

Das »Kopfkissenbuch« der Sei Shonagon stammt aus der späteren Heian-Zeit (898 bis 1186 n. Chr.), in der die japanische Literatur einen bemerkenswerten Aufschwung nahm. Seitdem Kaiser Kammu im Jahre 794 die Stadt Kioto (»Heian«) gegründet und zur Hauptstadt Japans gemacht hatte, erfreute sich der kaiserliche Hof eines friedlichen Lebens, welches zweihundert Jahre lang durch keinen Aufstand unterbrochen wurde und auch materiell sorgenfrei war. Die Provinzen außerhalb der Kaiserstadt aber wurden in ihrem primitiven Lebensstand gelassen, und der kaiserliche Hof kümmerte sich nicht darum. Er führte ein genussreiches Leben und hatte nichts anderes im Sinne als Schönheit, Liebe, Kunst und Literatur.

Der Kaiser hatte während dieser späteren Heian-Zeit, sogar im engeren Kreise des Hofes, keinen ausübenden Einfluss, obwohl seine Stellung als Herrscher des Landes während der ganzen Zeit unangetastet blieb. Die wirkliche Macht lag in den Händen der Adligen um den Kaiser, die alle aus einer einzigen Familie, Fujiwara, stammten und beinahe alle wich-

tigen Posten bei Hofe innehatten. Sie setzten alles daran, ihre Töchter zu Gemahlinnen oder Mätressen des Kaisers zu machen, um durch diese Bindung mit dem Kaiserhause die Macht an sich zu reißen.

Für sie waren also Frauen kostbare Schätze, die ihnen Ruhm und Macht einbrachten. Männer, auch solche aus unteren Rängen, bemühten sich, ihren Töchtern und Schwestern eine hohe Bildung, besonders auf literarischem Gebiet, angedeihen zu lassen, damit diese bei allen Konkurrenzen Siegerinnen würden. Die Spätheian-Zeit, mit Recht die Fujiwara-Ära genannt, wurde daher eine einzigartige Zeit in der japanischen Geschichte, in der Frauen auf kulturellen Gebieten die Oberhand hatten. Eine Kaiserin oder eine kaiserliche Mätresse wurde von zahlreichen Hofdamen bedient, unter denen immer die schönen oder gebildeten von der Herrin bevorzugt wurden.

Sei Shonagon war auch eine solche Hofdame, die nicht hübsch gewesen sein soll, doch durch ihre hohe literarische Bildung und Klugheit in ihrem Kreise Aufsehen erregte und von der Herrin außerordentlich geschätzt wurde. Ihre Herrin, Kaiserin Sadako, Gemahlin des Kaisers Ichijo, war auch eine Tochter eines Fujiwara-Adligen, des zweiten Ministerpräsidenten Michitaka Fujiwara. Sie war eine bildhübsche Frau, die aber jung dahinschied.

Es gab noch einen anderen Grund, warum die japanische Literatur durch Frauen zur Entfaltung

gebracht wurde. In der vorhergehenden früheren Heian-Zeit verfasste man Gedichte mit Vorliebe in chinesischer Sprache. Diese Sitte blieb zwar noch in der späteren Heian-Zeit unter gebildeten Männern erhalten; denn die chinesische Sprache war damals eine Bildungssprache, etwa wie die lateinische Sprache im europäischen Mittelalter. Während aber die chinesischen Dichtungen in dieser Hinsicht ihre Ausdrucksfreiheit verloren und durch die Begrenztheit der Stoffwahl an Lebensfrische einbüßten, entwickelte sich die einst als Schriftsprache nur für Waka (Kurzgedicht) gebrauchte japanische Sprache auch in Prosadichtungen zu ihrem Höhepunkt. Es war bei Hofe jedoch Sitte, dass hauptsächlich Damen in ihrer Muttersprache literarische Werke verfassten. So kamen zahlreiche Romane, Erzählungen und Memoiren aus den Händen des zarten Geschlechtes, die im schönsten Japanisch geschrieben wurden, das die Geschichte kennt. Wenn man von Gedichtsammlungen absieht, haben zwei Werke aus dieser Zeit höchste Bedeutung erlangt. Das eine ist der große Roman »Die Geschichte des Prinzen Genji« der Hofdame Murasaki Shikibu, das klassische Meisterwerk der japanischen Literatur. Das andere ist das »Kopfkissenbuch der Sei Shonagon«.

Das »Kopfkissenbuch« ist zwar nicht als bewusstes Kunstwerk entstanden. Die Verfasserin schrieb es für sich allein und nicht zum Zwecke der Veröf-

fentlichung. Nichtsdestoweniger müssen wir immer aufs Neue bewundern, wie schön und ausgewogen ihre Sprache ist. Die Verfasserin verstand es ausgezeichnet, die stilistischen Eigentümlichkeiten der japanischen Sprache zur vollkommenen Geltung zu bringen. Zum Beispiel kannte die damalige Sprache beinahe keine Pronomen, wie »ich«, »er«, »Ihr« usw. Sei Shonagon machte diesen »Mangel« der Grammatik zum ästhetischen Vorteil. Das Vermeiden der unnötigen Wiederholung der Fürwörter macht ihren Stil knapper, andeutungsvoller und im Ausdruck kompakter und lässt den Leser die behandelten Gegenstände noch lebendiger vor sich sehen.

Auch die ästhetischen Prädikate, wie »schön«, »interessant«, »anziehend« usw., benutzte sie mit unerhörter Exaktheit bei subtiler Unterscheidung der Wortnuancen. Es genügte ihr daher nur eine lakonische Beschreibung mit ein paar Worten, um den Gegenstand dem Leser plastisch vor Augen zu führen. Dass es sehr schwer oder beinahe unmöglich ist, solche Eigenschaften in eine fremde Sprache zu übertragen, liegt auf der Hand.

Der Reiz dieses Werkes aber liegt nicht allein im Sprachlich-Formalen, das durch eine Übertragung leicht verlieren könnte. Das »Kopfkissenbuch« ist aus jener Zeit fast das Einzige seiner Gattung, das Eindrücke und Beobachtungen der Verfasserin so offen, so frei von traditioneller Auffassung wieder-

gibt. Sei Shonagon sieht die Natur und die Menschen mit eigenen vorurteilsfreien Augen. Beim Lesen ihres Buches kommt es daher oft vor, dass uns die Beobachtungen der Verfasserin durch ihre Richtigkeit überraschen. Dann sehen wir, die trennenden Jahrhunderte vergessend, die Natur und die Menschen unserer Ahnenzeit in warmer Lebensnähe vor uns.

Es ist auch bemerkenswert, dass die Verfasserin nie bei einem Gegenstande lange haften bleibt, sondern vielseitig und beweglich immer wieder ein neues Thema aufgreift. Wir werden fortwährend überrascht von kühnen Sprüngen von einem Gegenstand zum anderen. Diese Improvisationsform, die wohl dem nationalen Charakter des Japaners sehr gut liegt, wurde später eine literarische Gattung. Bereits die Zeitgenossinnen der Sei Shonagon hinterließen Werke ähnlicher Form, wie Tagebücher und Memoiren. Dichter, Schriftsteller und Priester in späteren Zeiten ahmten sie nach, ohne jedoch die Ursprünglichkeit und Feinheit dieser Pionierin zu erreichen.

Es ist interessant, dass manche Stellen des »Kopfkissenbuches« bezeichnenderweise die Persönlichkeit und den Charakter der Verfasserin, so wie wir ihn aus Schriften ihrer Zeitgenossen und aus späteren Aufzeichnungen kennen, verraten.

Sie galt auch in damaligen Gelehrtenkreisen als eine ungewöhnlich gebildete Frau. Bei geselligen Zu-

sammenkünften vergnügten sich die Hofleute, die viel chinesische Klassiker lasen, mit ihren literarischen Kenntnissen zu wetteifern. Sie blieb immer Siegerin und konnte den berühmtesten Gelehrten imponieren.

Sie war zugleich eine scharfsinnige und stolze Frau, weshalb sie auch die Eifersucht und Abneigung ihrer Kolleginnen erweckte. Es war für sie eine Wonne, andere zu ducken; es amüsierte sie, wenn durch ihre Klugheit beeindruckte Männer ihr eifrig den Hof machten. Sie hatte in ihrem Leben mehrere Liebschaften. Sie schreibt mit Stolz, wie ihre Freunde sie liebten, aber niemals, wie *sie* sie liebte.

Sie war eher ein Mensch von Verstand als von Leidenschaft. Ihr Herz war nie so heftig bewegt, dass sie ihren Verstand darüber verlieren konnte. Sie zog es vor, ordentlich zu denken und die Schönheit des Lebens gebührend zu genießen. Bei ihrem Urteil aber verfiel sie niemals in spießbürgerliche Konventionalität. Vernünftig und selbstständig, wie es bei damaligen Frauen selten war, sah sie die Dinge aus eigener Freiheit. Es ist indessen nicht wahr, dass sie in ihrem Herzen keine Wärme besaß. Trotz ihrer penetranten Schärfe und scheulosen Arroganz gegenüber Männern blieb sie im Kern eine echte Frau. Sie beobachtete und liebte die Natur und die Menschen mit dem innigen Feinsinn, der allein einer Frau eigen ist.

Zuletzt noch einiges über die Lebensweise dieser Spätheian-Zeit, um das Verständnis des Lesers zu erleichtern. Wie wir schon erwähnten, kümmerten sich die Hofadligen gar nicht um die Politik und um die Verwaltung des Landes. Sie verbrachten ihre Muße mit Gedichteverfassen, Spielen, Studien, Ausbilden in allen Künsten, religiösen Feierlichkeiten und Liebelei. Es war eine Zeit, in der die Liebe und die Schönheit Alleinherrscherinnen im Leben waren. Man trieb jeden Genuss des Lebens soweit es einem beliebte, jedoch in einer Art und Weise, dass niemals die Grenze des guten Geschmacks überschritten wurde.

Die Moral war damals weitaus lockerer als in unserer Zeit. Die Hofdamen waren äußerlich stark von den Männern abgesondert. Sie durften gewöhnlich nicht von Männern gesehen werden. Will jedoch ein Mann eine Dame kennenlernen, von deren Schönheit und Klugheit er gehört hat, so muss er an die betreffende ein selbstverfasstes Liebesgedicht schicken. Gefällt der Dame das Gedicht, so wird ihm erlaubt, sie zu sehen. Es kümmert ihn dabei wenig, ob die Frau verheiratet ist oder nicht oder ob sie die Geliebte eines anderen ist. Die Wohnräume der Frauen waren mit Bambusvorhängen abgeschlossen. Die Männer sprachen mit den Frauen gewöhnlich durch diese Vorhänge. Bei Versammlungen und besonderen Veranstaltungen aber durften sie sich ohne Umstände anblicken.

Ein Eheleben nach unserer Vorstellung kannte man im damaligen Hofkreise nicht. Es war üblich, dass ein Ehepaar nicht zusammenlebte. Die Frau lebte alleine oder mit ihren Eltern, während der Mann auch irgendwo anders wohnte und nur nächtlich zu ihr kam. Am Morgen, noch vor Sonnenaufgang, musste er sie verlassen.

Da man bei Hofe nichts Besonderes zu tun hatte, hielt man sich auch nicht genau an die sonst übliche Sitte, nachts zu schlafen und tags zu arbeiten. Vielmehr liebten es die Hofleute, am Tage zu schlafen und in der Nacht wach zu bleiben; denn sie schätzten die Schönheit der geheimnisvollen Nacht.

Im Gegensatz zur hochentwickelten Kunst und Literatur waren die naturwissenschaftlichen Kenntnisse äußerst primitiv. Aberglaube beherrschte das Leben. Geisterbeschwörer und -beschwörerinnen spielten eine große Rolle im Volksleben. Von ihnen mussten alle Krankheiten, welche sich durch die ungesunde Lebensweise ohnehin vermehrt hatten, geheilt werden. Denn man glaubte, dass böse Geister im Menschenkörper Krankheiten verursachen. Ein Geisterbeschwörer stellt ein Medium vor den Kranken und betet, der böse Geist möge seinen Sitz vom Kranken in das Medium verlegen. Das Medium beginnt in besessenem Zustande laute Schmähungen und Flüche auszustoßen. Dabei verfallen seine Glieder in krampfhaftes Zuckungen. Der Beschwörer

reibt heftig den Rosenkranz und liest verzückt die Sutras, bis das Medium endlich erschöpft still wird und der Geist damit verjagt ist.

Nach der damaligen Wahrsagerei gab es eine Unheil bringende Sternrichtung, die nach dem Mondkalender Tag für Tag ihren Sitz wechselte. Jeder, der an einem bestimmten Tage unter diesen Stern kommt, muss diesen ganzen Tag zu Hause bleiben, darf keine Besuche empfangen und muss alle Briefe, die an diesem Tage ankommen, zurückschicken. Er muss sich mit spärlicher Kost begnügen. Dieser Tag heißt Monoimi, der gewöhnlich einfachheitshalber mit »Fastentag« übersetzt wird.

Wenn man einen Besuch oder eine Reise machen will und findet, dass sein Ziel in einer solchen Unglück bringenden Richtung liegt, so besucht man zuerst einen Bekannten, der in einer anderen Richtung wohnt, und übernachtet bei ihm. Erst dann geht man auf sein Reiseziel los. Dadurch wird die üble Richtung vermieden.

Der Amida-Buddhismus mit seiner Paradieses-Sehnsucht war damals weit verbreitet. Trotz Epikureismus und Schönheitsschwärmerei im Leben hielt man das Erdendasein des Menschen für leer, hinfällig und verdrießlich. Man war sich dessen bewusst, wie vergänglich die Schönheit und wie traurig ständiges Genießen ist.

Es sei zum Schluss bemerkt, dass die in diesem Buch beschriebenen Gegenstände, besonders die Tiere und Vögel, nicht immer mit den europäischen Äquivalenten identifiziert werden können. Was sich die Japaner zum Beispiel unter einem Kuckuck vorstellen, hat wenig Ähnlichkeit mit einem europäischen Kuckuck. Er ist für die Japaner ein Vogel der Nacht, der besonders eindrucksvoll ist, wenn er, wie ein Pfeil durch die Luft schießend, mit schriller Stimme kreischt.

Die Monate wurden damals nach dem Mondkalender gezählt. Der sechste Monat entspricht daher ungefähr unserm Juli.

Die vorliegende Ausgabe enthält zwei Drittel des Originaltextes. Es wurden nur Dinge und Kapitel weggelassen, die dem europäischen Leser allzu fremd und daher unverständlich sein würden.

Die Abbildungen sind von dem bekannten japanischen Maler Masami Iwata speziell für diese Ausgabe angefertigt worden. Sie wollen nicht so sehr als genaue Illustration des Inhalts, sondern vielmehr als Stimmungsbilder aus dem damaligen Leben betrachtet werden.

Mamoru Watanabe

HAYAMA, JAPAN



Über die Jahreszeiten

Im Frühling ist mir die Morgendämmerung am liebsten, wenn der dunkle Bergfluss langsam sichtbar wird. Dort lagert, purpurviolett schimmernd, ein lang hingezogener Nebelstreif.

Im Sommer lob ich mir die Nacht, und mich begeistert natürlich der helle Mond. Aber auch die Dunkelheit mag ich gern, wenn die Leuchtkäfer geheimnisvoll überall auftauchen. Sogar wenn es regnet, behält eine Sommernacht ihren Reiz.

Im Herbst ist der Abend am schönsten, wenn die sinkende Sonne ihre rötlichen Strahlen ausschickt und sich langsam den Berggipfeln nähert. In dieser traurig-schönen Stimmung sind sogar die Krähen lieblich anzusehen, die, zu zweit oder dritt vorüberfliegend, ihre Schlupfwinkel aufsuchen. Noch schöner sind natürlich die Wildgänse, die in langen Reihen fliegen und ganz klein erscheinen. Wenn die Sonne verschwunden ist und nur noch der Wind sein Lied singt und das Zirpen der Grillen² zu hören ist, wird mir ganz wehmütig zumute.

Im Winter mag ich die frühe Morgenstunde, besonders dann, wenn es schneit. Ich beobachte so gern die Diener, wie sie draußen, im frostigen, weiß gestreiften Morgen, eilig Feuer anfachen und die Becken mit glühender Holzkohle in die Zimmer tragen. Das gehört zu den echt winterlichen Bildern des Palastes der

